



Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 13. JULI.

Winters Flucht.

Dem Winter wird der Tag zu lang,
Ihn schreckt der Vögel Lustgesang;
Er horcht und hört's mit Gram und Reid,
Und was er sieht, das thut ihm Leid;
Er flieht der Sonne milden Schein,
Sein eigener Schatten macht ihm Pein;
Er wandelt über grüne Saat
Und Gras und Keime früh und spat:
Wo ist mein silberweißes Kleid?
Mein Hut, mit Demantstaub beschneit?
Er schämt sich wie ein Bettelmann,
Und läuft, was er nun laufen kann,
Und hinterdrein scherzt Jung und alt
In Luft und Wasser, Feld und Wald;
Der Kibitz schreit, die Biene summt,
Der Kukul ruft, der Käfer brummt;
Doch weil's noch fehlt an Spott und Hohn,
So quakt der Frosch vor Andern schon.

H. Hoffmann.

Missions-Nachrichten.

„Ein Schreiben des Missionärs F. Pirz aus Arbrecroche in Indien ddo. 2. März l. J. berichtet Folgendes: „Im vergangenen Jahre habe ich über 1500 englische Meilen Missions-Reisen mit mehrmaliger Lebensgefahr gemacht, wo ich alle meine Missions-Stationen am Lac Superior besuchte, und wieder über 100 Heiden taufte. Am Omimi Sibi (Taubenflusse), 5 Stunden von Grandportage legte ich den Grund zu einer hoffnungsvollen Mission an. Mit Zustimmung meines Bischofs verließ ich im Frühjahr Arbrecroche und reisete über Saut auf Grandportage. Von dort nahm ich alle schon vorläufig versammelten Christen und Heiden in mehrere Schiffe, und wir kamen wie mit einer Kriegsflotte an genannten Fluß, wo ich am geeignetsten Plage erstlich den Erdboden unter der erfreulichen Kreuzes-Fahne weihte, und meine Indianer mit einer passenden Anrede für die neue Mission ermutigte. Binnen 3 Tagen war eine ziemliche Strecke Hoch-

waldes gelichtet und der Boden gereinigt, und es wurden sonach viele Zelte und eine geräumige Nothkirche aus Birkenrinde, inwendig mit bunten Ledermatten verziert, erbaut.

Da ich für die Indianer ein großes Zug-Netz um 70 Dollars kaufte, womit sie an der Ausmündung des Flusses in den See jeden Abend mit 2 Zügen so viel guter Fische gefangen haben, daß die ganze Congregation hinlänglich alltäglich gesättiget war, konnte ich meine Wilden zur Feldarbeit anleiten.

Wir unterbrachen den Häuserbau und verwendeten einen Monat auf Feld- und Gartenbau, wo wir vorerst mehrere schöne Fluß-Inseln am vorzüglichsten Boden urbar gemacht, und gleich mit Erdäpfeln, Kukuruz, Erbsen, Bissolen und anderen krainischen Garten-Sämereien besät haben. Hier mußte ich jedem wißbegierigen Arbeiter alle Arbeits-Manipulationen practisch zeigen, und bald ihre Geschicklichkeit und ausdauernden Fleiß bewundern.

Nach Vollendung der Aussaat haben die Indianer einer jeden Insel und jedem Felde einen Namen zum Andenken der ersten Frucht-Ertragniß gegeben: z. B. Opinig-mines (Erdäpfel-Insel), Mindaminak-mines (Kukuruz-Insel), Anitchimin-mines (Erbsen-Insel), Jskotesimin-mines (Bissolen-Insel), Wawaskwane-minesens (Blumen-Inselchen), Sema-mines (Tabak-Insel), Tchis-mines (Rüben-Insel), Nibichon-mines (Kraut-Insel) etc.

Alsdann fingen wir wieder an, Wälder nieder zu hauen, und eine große Kirche aus massivem Holze mit Hilfe eines gedungenen Zimmermanns zu bauen, welche jedoch bis in den Herbst nicht vollendet werden konnte. Ein Schulhaus nebst einigen kleinen indischen Häusern konnte man ausfertigen, und so den Grund zu einem Dorfe legen.

Mit 2 Kühen, 4 Schweinen und einem Duzend Hühnern war der erste Grundstein zur Viehzucht hier gelegt. Eine gute Partie der aus meiner Baumschule in Saut mitgebrachten Bäumchen und neue Kornansaat eröffnete den Weg zur Pomologie. Bei allen häufigen temporalen Geschäften und vielen zeitlichen Sorgen war der Religions- und Schulunterricht nicht vernachlässigt, denn ich hielt ordentlich zweimal des Tages, Früh und Abends, Gottesdienst und Unterricht in der Kirche an die ganze Congregation, und hielt Schule mit 60 Kindern. Auch Heiden taufte ich fast alle Sonntage nach dem Gottesdienste recht feierlich, und vermehrte so die Christengemeinde.

Nachdem der Sommer im glücklichsten Betriebe einer schönen Mission vergangen war, erhielt ich im Herbst einen Brief meines neuen Bischofs, worin er mich zur Rückkehr nach Arbrecreche einlud, indem ihn die Otawas-Indianer um meine Rückkehr ansuchten und er mit keinem andern Priester ihr Begehren befriedigen konnte.

Demnach verließ ich, zum größten Leidwesen meiner lieben Otchipwe-Weiden die neue Mission für einweilen, und reisete von Omimi Sibi auf meinem eigenen Schiffchen am 15. October ab, und kam über die nördlichen Ufer des großen Lac Superior über Saut und Makinac in 53 Tagen zu Arbrecreche am 8. December an.

Dies war kein geringes Opfer des Gehorsams in einer so späten Jahreszeit, da ich die wüthenden Herbststürme und die grimme Kälte im Freien zu ertragen hatte. Mein Leben war gar oft der größten Gefahr ausgesetzt. Aus vielen andern erwähne ich nur eines Falles vom 25. October in der großen Pique-bay, wo mich im offenen See ein so großer Sturm überfiel, daß ich mich in der letzten Lebensstunde glaubte, denn der ganze See sah wie rollende Berge aus. Um 3 Uhr Nachmittags, der Todesstunde unseres Heilands, dachte ich auf die Angst der Apostel im Schiffelein Petri und seufzte gegen Himmel um Rettung, weil alle natürlichen Umstände mir nichts als den Tod vor Augen stellten, denn die nächste auf mich stürmende Welle war so hoch, daß ich über dieselbe die liebe Sonne nicht sehen konnte. Dies war jedoch nicht die letzte Gefahr, eine größere drohete uns noch bei der Landung, denn wir sahen vor uns weithin nichts als hohe Felsenwände ohne einen geeigneten Landungsplatz. Der Sturm brachte uns in finsterner Nacht zum Lande. Hier konnte man sich natürlicherweise nichts anderes denken, als daß mein Schiffelein, an eine Felsenwand ge-

schleudert, in hundert Trümmern zurück in den Wellenschlund pressen müßte. Allein wo die Gefahr am höchsten, ist Gott am nächsten: Mein Indier, der auch in der Nacht ziemlich gut sieht, schrie freudig auf: Wikwed (eine Bucht). Wir lenkten den Flug unseres Schiffes glücklich in die kleine Bucht zwischen großen Felsen auf einen weißen Sandstrand, wohin uns der Sturm warf, ohne Beschädigung, nur die letzte Welle warf uns noch ein kaltes Bad über die Köpfe.

Dieses mein Leiden am See und dreitägiges Warten auf guten Wind in einer düstern Felsenwüste hat mir der Herr jedoch mit einem süßen Tropfen Seelentrostes gewürzt; denn am folgenden Tage kam ein Wilder, der den Feuerrauch über 2 Berge weit gerochen hatte, mit seinem Weibe und 4 lebenswürdigen Kindern zu mir, und bat mich, ich wolle ihm von dem großen Geiste etwas erzählen und in der Religion unterrichten. Ich befriedigte mit Vergnügen sein Verlangen, und nach zweitägigem Unterrichte war die Familie getauft und das Ehepaar im Herrn copulirt.

Meine übrige Seereise war immer mit großen Körperleiden und überwiegenden Seelenfreuden gewechselt, weil ich viele meiner vor 4 Jahren getauften Christen wieder gesehen, und mehrere erfreuliche Missionsfunctionen auszuüben Gelegenheit hatte.

Auf der Reise von Saut nach Makinac aber ist mein Missionschiff durch Sturm in eine Bucht getrieben, während der Nacht ganz eingefroren, wornach ich theils zu Fuß, theils auf Hundeschlitten über Schnee und Eis reisen mußte. Und nun lebe ich ganz gesund und wohl auf in Arbrecreche den Otawas, und erwarte für die Zukunft aus dem Willen meines Bischofs den Wink der Vorsehung zur Bestimmung meines ferneren Wirkungskreises.

Dies ist das Bild eines gedrängten Missionsberichtes über vergangenes Jahr und meiner jetzigen Situation, zur theilnehmenden Kenntniß meiner Missionsfreunde.“

Franz Pirz,
Missionär.

Verichtigung.

Der von W. Menzel in dem Wiener Zuschauer Nr. 30, am 10. März 1843, von den Wienern und ihrer Naturgeschichte erschienene Aufsatz enthält so viel Schönes und Wahres von den Wienern, daß ihn mancher Wienenzüchter wirklich mit wahrem Vergnügen gelesen hat. Nur kann es unmöglich wahr seyn, daß die Wienern aus bittern und

giftigen Blumen auch bittern und giftigen Honig sammeln, und daß die Dichter Unrecht hätten, wenn sie sagen, daß die Biene nur Heilsames aus der Blume sauge, und das Gift darin lasse.

Auch Lusser irret sich, wenn er behauptet, in der Schweiz beobachtet zu haben, daß der Honig, den die Bienen aus dem sogenannten Sturmhut, einer giftigen Blume, sammeln, dadurch selbst giftig werde. Denn die Bienen saugen mit ihren Rüsseln den süßen Saft oder Nektar aus den Blumenkelchen, verkochen und präpariren denselben in ihren Mägen und geben ihn als Honig ohne allen Nachtheil ihrer Gesundheit durch den Mund wieder von sich. Würden sie nun einen giftigen Saft einsaugen, so würde das Gift sie betäuben, ihre Lebenskräfte hemmen und sie endlich, so wie andere Thiere, gar tödten, was sich aber bisher noch nicht bewährt hat, weil die Bienen sehr feine Geruchsortorgane haben, und die giftigen Blumen schon vom Weiten riechen, folglich sie gewiß auch niemals zu berühren pflegen. Auch scheint schon der Schöpfer dafür gesorgt zu haben, daß die Bienen nichts Giftiges sammeln sollen, weil er den Honig zum Genusse der Menschen bestimmt hat. Denn schon in den ältesten Zeiten hat man nach der Geschichte vorzüglich solche Gegenden, wo es gute Vieh- und Bienenweide, folglich viel Milch und Honig gab, sorgfältig aufgesucht, und der Vorläufer Christi hat sich in der Wüste vom wilden, d. h. vom Waldhonig und Heuschrecken genährt.

Auch hat noch kein Bienenzüchter bemerkt, daß die Bienen jemals auf den Blüten giftiger Kräuter und anderer giftiger Gewächse, wie z. B.: auf der Blüthe des Stechapfels, des Schierlings, des Wilsenkrautes, der sogenannten Hundszunge, der Tollkirsche oder Belladonna, der Ein- oder Wolfsbeere, des gemeinen Kellerhasses, oder einer andern giftigen Blume Honig oder Blumenstaub gesammelt hätten.

Man kann daher jeden von den echten und wahren Bienen gesammelten Honig sicher zu den Speisen und Getränken gebrauchen, oder auch zu den Arzneien für die Kranken verwenden, ohne befürchten zu müssen, daß er der menschlichen Gesundheit schädlich seyn könnte; mithin ist es auch nicht leicht zu glauben, daß es in Brasilien, wie es in Spix und Martins Reisebeschreibungen gedacht wird, eine Gattung von ganz schwarzen Bienen gebe, die einen grünen giftigen Honig sammeln und schwarzes wohlriechendes Wachs bereiten sollen. Denn

das Wachs wird aus dem Honig erzeugt, ist nun der Honig grün und giftig, was aber gar nicht wahrscheinlich ist, so kann unmöglich ein schwarzes wohlriechendes Wachs daraus entstehen.

Uebrigens ist es auch nicht so schwer, wie es heißt, zwei geschwächte Stöcke unter eine Königin zu vereinigen, weil die Arbeitsbienen zweier Stöcke einander nicht allezeit, wie der Hr. Verfasser sagt, als Feinde behandeln, wenn sie sich auch nahe berühren, und man braucht sie deshalb zu ihrer Versöhnung auch niemals im Wasser zu baden, sondern man vereinige sie nur Abends vor der Dämmerung mit einander und gebe ihnen eine gute Portion Honig zum gemeinschaftlichen Genusse, so werden sie gleich Bekanntschaft mit einander machen und künfrige Freundschaft stiften, ohne daß nur eine einzige ihr Leben dabei verlieren wird. Nur darf man nicht zwei Bienenstöcke von ungleichen Weiseln, d. h. einen Zweit- oder Drittschwarm mit einem Erstschwarm, oder mit einem Mutterstocke, der in demselben Jahre noch keinen Schwarm gegeben hat, vereinigen, weil die ersten zwei noch junge, oder sogenannte Singsweisel, die letzten aber alte, schon Brut erzeugende Königinnen haben, indem die Bienen von derlei Stöcken durch die Vereinigung sowohl sich selbst aufzureiben, als auch die Weisel gegenseitig umzubringen pflegen, folglich darf man solche Bienen von verschiedenartigen Weiseln niemals vereinigen, oder durch das Uebersetzen oder Verwechseln ihrer Standplätze zu verstärken suchen.

Uebrigens befinden sich auch in den stärksten und volkreichsten Stöcken, außer der Schwärmezeit, nach einem bereits vor einigen Tagen ausgezogenen Vorschwarme, nie zwei Königinnen gleichzeitig in einem Stocke, weil eine Königin, wenn sie anders gesund, und noch nicht über zwei Jahre alt ist, durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit jeden Bienenstock hinreichend bevölkern kann. Denn ich habe schon mehrmal den Fall erlebt, daß ich in einem guten Bienenjahre von einem Weisel 6 Schwärme, nämlich im Monate Mai 3 gewöhnliche, und im August, zur Zeit der Heidenblüthe, vom Vorschwarme wieder 3 sogenannte Jungfrauschwärme erhalten habe; mithin ist eine ordentliche Mutterbiene in einem Jahre nicht nur 10 bis 12,000, sondern auch 60,000, oder noch mehr junge Bienen zu erzeugen im Stande.

Auch ist es unwahr, daß die Bienen im Winter erstarren liegen und sie erst die warme Luft erweckt; denn die Bienen ruhen, wie es jeder Bienenzüchter weiß, auch im strengsten Winter nie ganz

regungslos, wie die Fliegen oder andere Insekten, sondern sie erregen stets ein leises Summen, und erhalten durch die Bewegung ihrer Flügel die erforderliche Wärme im Stocke, damit sie vor Kälte nicht erstarren, und in einen gänzlichen Todtenschlummer gerathen, aus welchem man sie nach Verlaufe von zwei Tagen auf keine Weise mehr erwecken kann.

Daß aber die Bienen in sehr gelinden Wintern, wie der diesjährige war, in welchem man ihnen, damit sie nicht ersticken, den freien Ausflug gestatten muß, verhältnißmäßig mehr von ihrem Vorrathe verzehren, als in regelmäßig kältern Wintern, ist eine auf Erfahrung sich gründende Wahrheit.

G. J.

An meine lieben und verehrten Landsleute, Gönner und Freunde in Krain.

Trotz meinem innigsten Wunsche, thätig zu seyn, verlassen mich meine Lebenskräfte täglich mehr; meine körperliche Hinfälligkeit, meine 73 Jahre zwingen mich gebieterisch, von dem Studium der Natur und der Landwirthschaft mich zurück zu ziehen — da ich unfähig mich fühle, ferner für Krain und sein aufblühendes Museum thätig zu wirken.

Ich zeige daher an, daß ich den ersten Mai den hochwöblichen Herren Ständen das bisher besorgte Curatorium des Landes-Museums, so wie die provisorische Vorstands-Stelle des Museums-Vereins-Ausschusses, anheim zu sagen genöthiget war.

Ich lebe jedoch in der Hoffnung, daß Sie, Hochverehrte, dieses vaterländische Institut, auch ohne meine, vielleicht Manchen lästig gewordene Bitten und Aneiferungen, noch ferner unterstützen und seiner Vollendung zuführen werden.

Es fehlt nicht mehr viel, da es sich nur um die Ueberbauung der bereits zugesagten Localitäten im ersten Stocke des Lyceal-Gebäudes und um die Auslagen, welche die Adaptirung derselben erfordern werden, und die wohl mit circa Eintausend Gulden gedeckt seyn dürften, handelt.

Wollen Sie, Hochverehrte, den Worten eines sehr schwer von Ihnen Scheidenden Gehör geben, wollen Sie ihm seine letzten Lebenstage verfließen, wollen Sie Ihr unternommenes herrliches Werk krönen, so hängt es nur von Ihnen ab, dieß recht bald zu bewirken.

Mögen sich in jedem Bezirke ein Paar Männer, von den Herren Seelsorgern und der Bezirksobrigkeit unterstützt, vereinigen, denen Gemeinden die Tendenz des Museums erklären und sie zu kleinen Beiträgen ermuntern.

Mögen sich in den Landstädten Männer die Mühe nicht verdrießen lassen, gleiche Ermunterungen zu verbreiten.

Mögen in Laibach mehrere Patrioten sich diesen Bemühungen unterziehen.

Mögen die Frauen, die so viele Geschenke an das Museum eingeliefert haben, diese Bemühungen ihrerseits unterstützen.

Mögen alle diese auch die kleinsten Gaben nicht verschmähen, so wird sehr bald der erforderliche Betrag beisammen seyn.

Dann wird die Mitwelt die Liebe für das Vaterland, den Eifer und die Freigebigkeit der Krainer preisen, und die Nachwelt sich eines Werkes freuen, welches die Gegenwart geschaffen hat, und eine bleibende Zierde für die Stadt und das Land seyn wird.

Ich danke den vielen Edlen, die mich mit Rath und That unterstützt haben und es mir möglich machten, was bis nun geschehen, zu Stande zu bringen. Dem Herrn Custos Freyer muß ich meinen Dank besonders ausdrücken, da er im Anfange meiner Arbeiten mich sehr thätig unterstützte, in den letzten zwei Jahren, wo meine Kränklichkeit mich hinderte in das Museum zu gehen, ganz allein die ganze neue Aufstellung, zwar unter meiner entfernten Leitung, aber doch durch seine besondere Thätigkeit und Einsicht zu Stande brachte.

Mögen Sie, Verehrteste, auch in meiner Zurückgezogenheit mir Ihre Achtung und Wohlwollen erhalten!

Laibach, den 1. Juli 1843.

Franz Graf v. Hohenwart.